

HEYNE <

Das Buch

Magie ist in Hallandren ein kostbares Gut, denn sie ist verbunden mit der Lebensenergie der Menschen, dem sogenannten Hauch. Eigentlich besitzt jeder Mensch nur einen solchen Hauch, doch die Magier unter den Bewohnern Hallandrens sammeln Hauche, um Macht zu gewinnen – und die Götter von Hallandren besitzen Tausende solcher Hauche. Für Siri, die junge Königstochter des Nachbarreiches Idris, ist das eine völlig neue Welt. Sie soll mit dem Gottkönig vermählt werden und muss dafür ihr altes Leben hinter sich lassen. Doch in der Hauptstadt T^hTelir verdichten sich die Hinweise auf einen bevorstehenden Krieg zwischen Hallandren und Idris, und Siri muss erkennen, dass am Hof des Gottkönigs finstere Intrigen im Gange sind, denn einer der Unsterblichen verfolgt ganz eigene Pläne. Als sich Siris Schwester Vivenna aufmacht um sie zu retten, gerät auch sie plötzlich in höchste Gefahr, und der Krieg schein unausweichlich. Doch dann bekommen sie Hilfe von unerwarteter Seite ...

»Brandon Sanderson schreibt machtvolle Fantasy!« *Publishers Weekly*

Der Autor

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit phantastische Geschichten. Sein Debütroman »Elantris« avancierte in Amerika auf Anhieb zum Bestseller, und seit seiner großen Saga um die »Kinder des Nebels« gilt der junge Autor auch in Deutschland als einer der neuen Stars der Fantasy. Er lebt mit seiner Familie in Provo, Utah.

Mehr über Autor und Werk unter:

www.brandonsanderson.com

Von Brandon Sanderson sind im Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Kinder des Nebels

Elantris

Krieger des Feuers

Sturmklänge

Herrscher des Lichts

Der Weg der Könige

Jäger der Macht

Der Pfad der Winde

Brandon Sanderson

The title 'STURM KLÄNGE' is presented in a large, black, serif font. The letter 'S' is highly stylized, featuring intricate, swirling flourishes that extend to the left and top of the page. The words 'STURM' and 'KLÄNGE' are stacked vertically to the right of the 'S'.

STURM
KLÄNGE

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
STURMKLÄNGE
Deutsche Übersetzung von Michael Siefener



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Salzer Alpin* für dieses Buch
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Taschenbuchausgabe 10/2013
Copyright © 2010 by Dragonsteel Entertainment, LLC
Copyright © Regular 2013 der Taschenbuchausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

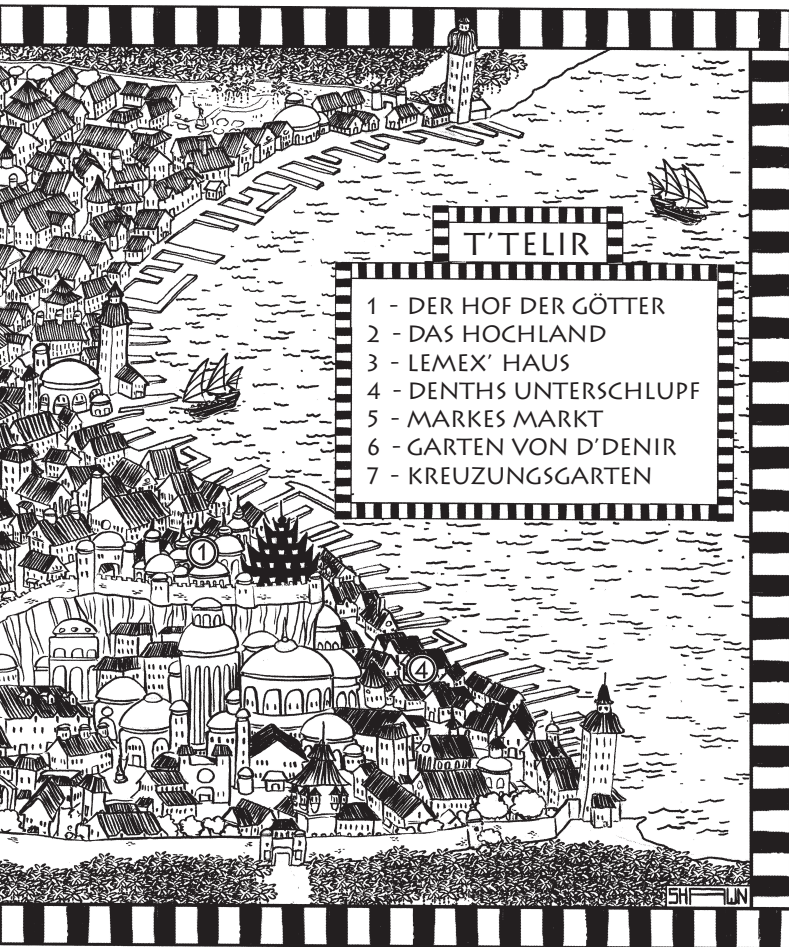
ISBN: 978-3-453-31478-8

www.heyne-magische-bestseller.de

*Für Emily,
die mir ihr Jawort gegeben hat*



*Karte von T. Felix, abgezeichnet von einem Wandbehang im Palast.
Diese künstlerische Wiedergabe der Stadt ist nicht maßstabgetreu, stellt*



*des zurückgekehrten Pötte. Lichtlang des Kubnen. um das Jahr 021.
jedoch eine nützliche Vergleichsbasis für die relativen Entfernungen dar.*

Prolog

Es ist schon seltsam, wie vieles damit beginnt, dass ich ins Gefängnis geworfen werde, dachte Vascher.

Die Wächter lachten und schlugen die Zellentür mit lautem Getöse zu. Vascher stand da, klopfte sich den Staub ab, rollte mit der Schulter und zuckte zusammen. Während die untere Hälfte seiner Zellentür aus massivem Holz bestand, war die obere Hälfte vergittert. So konnte er sehen, wie die drei Wächter seinen großen Reisesack öffneten und seine Besitztümer durchstöberten.

Einer von ihnen bemerkte, dass Vascher sie beobachtete. Dieser Wächter war ein Stier von einem Mann mit kahl geschorenem Kopf und einer verdreckten Uniform, die kaum mehr das helle Gelb und Blau der Stadtwachen von T^rTelir erkennen ließ.

Helle Farben, dachte Vascher. Ich werde mich wieder an sie gewöhnen müssen. In jedem anderen Land hätte das kräftige Blau und Gelb an einem Soldaten lächerlich gewirkt, doch das hier war Hallandren, das Land der zurückgekehrten Götter, der leblosen Diener, der biochromatischen Forschungen und – natürlich – der Farben.

Der riesige Wächter schlenderte zur Zellentür hinüber und überließ seinen Freunden den Spaß mit Vaschers Sachen. »Es heißt, du bist ein ziemlich harter Knochen«, sagte der Mann und musterte Vascher von Kopf bis Fuß.

Vascher erwiderte nichts darauf.

»Der Wirt hat gesagt, du hast in dem Handgemenge ungefähr zwanzig Männer niedergeschlagen.« Der Wächter rieb sich das Kinn. »Für mich siehst du gar nicht so hart aus. Wie dem auch sei, du hättest den Priester nicht schlagen sollen. Die an-

deren wandern für eine Nacht ins Gefängnis. Aber du ... du wirst hängen. Farbloser Narr!«

Vascher wandte sich von ihm ab. Seine Zelle war zweckmäßig, aber nicht ungewöhnlich. Ein dünner Schlitz am oberen Ende einer der Wände ließ Licht herein, über die bemoosten Steinmauern tropfte das Wasser, und ein Haufen aus dreckigem Stroh faulte in der Ecke vor sich hin.

»Du wendest dich ab?«, fragte der Wächter und trat näher auf die Tür zu. Die Farben seiner Uniform wurden heller, als wäre er in stärkeres Licht getreten. Es war nur eine schwache Veränderung. Vascher hatte nicht mehr viel Hauch in sich, und daher konnte seine Aura bei den Farben, die ihn umgaben, nicht viel bewirken. Der Wächter bemerkte die farbliche Veränderung nicht – genauso wenig wie er es in der Taverne bemerkt hatte, als er und seine Kumpels Vascher vom Boden aufgesammelt und in den Karren geworfen hatten. Natürlich war die Veränderung für gewöhnliche Augen so gering, dass sie kaum zu erkennen war.

»Also, was ist denn *das*?«, fragte einer der Männer, die Vaschers Reisesack durchsuchten. Vascher hatte es stets bemerkenswert gefunden, dass die Männer, die in den Verliesen Wache standen, für gewöhnlich genauso schlimm oder gar noch schlimmer als die Gefangenen waren. Vielleicht war das Absicht. Die Gesellschaft schien es nicht zu kümmern, ob sich solche Menschen vor oder in den Zellen befanden, solange sie von den ehrlicheren Bürgern ferngehalten wurden.

Vorausgesetzt, es gab überhaupt ehrliche Bürger.

Der Wächter zog aus Vaschers Sack einen länglichen, in weißes Leinen eingewickelten Gegenstand hervor. Der Mann stieß einen Pfiff aus, als er den Stoff auswickelte und ein langes, dünnes Schwert in einer silbernen Scheide enthüllte. Der Griff war vollkommen schwarz. »Wo hat er *das* wohl geklaut?«

Der Hauptwächter sah Vascher an und fragte sich vermutlich, ob Vascher so etwas wie ein Adliger war. Auch wenn Halandren keinen Adelsstand besaß, gab es in vielen angrenzen-

den Königreichen Grafen und Gräfinnen. Doch welcher Graf würde einen graubraunen Mantel tragen, der an vielen Stellen eingerissen war? Welcher Graf hatte Prellungen von einer Tavernenschlägerei, einen Stoppelbart und Stiefel, denen man den jahrelangen Gebrauch ansah? Der Wächter wandte sich ab; anscheinend war er davon überzeugt, dass Vascher kein Adliger war.

Er hatte Recht. Und gleichzeitig hatte er Unrecht.

»Ich will das sehen«, sagte der Anführer der Wächter und ergriff das Schwert. Er grunzte, denn offensichtlich überraschte ihn das Gewicht der Waffe. Er drehte es hin und her und bemerkte den Verschluss, der die Scheide mit dem Griff verband und ein Ziehen der Klinge verhinderte. Er öffnete den Verschluss.

Die Farben im Raum wurden kräftiger. Sie wurden nicht heller – nicht so wie die Weste des Wächters, als er an Vascher herangetreten war. Nein, sie wurden *stärker*. Dunkler. Rot wurde zu Weinrot. Gelb verhärtete sich zu Gold. Blau näherte sich Marineblau an.

»Sei vorsichtig, mein Freund«, sagte Vascher sanft. »Dieses Schwert ist gefährlich.«

Der Wächter schaute auf. Es war ganz still im Raum. Dann schnaubte der Wachmann und schritt von Vaschers Zelle fort; das Schwert hielt er noch immer in der Hand. Die anderen beiden folgten ihm mit Vaschers Reisesack; sie betraten die Wachkammer am Ende des Raumes.

Mit einem dumpfen Knall wurde die Tür geschlossen. Sofort kniete Vascher neben dem Strohbündel nieder und zog eine Handvoll kräftiger Halme heraus. Er zog am Saum Fäden aus seinem Mantel und band das Stroh zur Gestalt eines kleinen Menschen mit büscheligen Armen und Beinen von insgesamt etwa drei Zoll Länge zusammen. Er zupfte sich ein Haar aus seinen Brauen, befestigte es am Kopf der Strohpuppe, griff dann in seinen Stiefel und zog einen leuchtend roten Schal hervor.

Dann hauchte Vascher.

Es floss aus ihm heraus, trieb in der Luft, war durchscheinend und doch strahlend, wie die Farbe von Öl, das in der Sonne auf dem Wasser glitzerte. Vascher spürte, wie es aus ihm herausströmte: der biochromatische Hauch, wie ihn die Gelehrten bezeichneten. Die meisten Menschen nannten ihn einfach nur Hauch. Jeder Mensch hatte einen. Oder zumindest war es in der Regel so. Ein Mensch, ein Hauch.

Vascher hingegen besaß etwa fünfzig Hauche – gerade genug, um die Erste Erhebung zu erreichen. Er fühlte sich armselig, weil er nur noch so wenig hatte, aber die meisten Menschen würden dies als einen großen Schatz betrachten. Doch selbst das Erwecken einer so kleinen Figur aus organischem Material – das einen Teil seines eigenen Körpers als Konzentrationspunkt besaß – kostete ihn ungefähr die Hälfte seiner Hauche.

Die kleine Strohperson zuckte zusammen und saugte den Hauch in sich ein. Die Hälfte des leuchtend roten Schals verblasste und wurde grau. Vascher beugte sich hinunter, stellte sich vor, was er der Figur befehlen wollte, und beendete den letzten Schritt des Prozesses, indem er das Kommando gab.

»Hol die Schlüssel.«

Die Strohperson stand auf, sah Vascher an und hob die einzelne Braue.

Vascher deutete auf den Wächterraum. Von dort hörte er plötzliche Rufe des Erstaunens.

Es bleibt nicht mehr viel Zeit, dachte er.

Die Strohgestalt rannte über den Boden, sprang hoch und zwischen den Gitterstäben hindurch. Vascher zog seinen Mantel aus und legte ihn auf den Boden. Er bildete den vollkommenen Umriss eines Menschen, hatte dort Risse, wo sich an Vaschers Körper die Narben befanden, und Löcher in der Kapuze, so dass sie wie Vaschers Augen aussahen. Je näher ein Gegenstand der menschlichen Form kam, desto weniger Hauch benötigte man, um ihn zu erwecken.

Vascher beugte sich noch tiefer hinunter und versuchte da-

bei nicht an die Zeit zu denken, in der er genug Hauch in sich gehabt hatte, um etwas ohne Berücksichtigung der Form und ohne Konzentrationspunkt erwecken zu können. Das war eine andere Zeit gewesen. Er zuckte zusammen, riss sich ein Haarbüschel aus und verteilte es über der Kapuze des Mantels.

Erneut hauchte er.

Es bedurfte des gesamten Rests seiner Hauche. Als sie aus ihm gewichen waren – und der Mantel erbebt und der Schal den Rest seiner Farbe verloren hatte –, fühlte sich Vascher ... unwirklicher. Es war nicht lebensbedrohlich, wenn man jeden Hauch verlor. Die überzähligen Hauche, die Vascher benutzt hatte, hatten früher anderen Menschen gehört. Vascher wusste nicht, wer sie gewesen waren; er hatte die Hauche nicht persönlich eingesammelt. Man hatte sie ihm gegeben. Aber so war es natürlich immer. Es war unmöglich, einen Hauch durch Gewalt an sich zu nehmen.

Als der letzte Hauch ihn verlassen hatte, veränderte er sich. Die Farben erschienen ihm nicht mehr so hell. Er konnte das geschäftige Treiben der Menschen in der Stadt über ihm nicht mehr spüren; normalerweise war die Verbindung mit ihnen etwas Selbstverständliches. Es war die Aufmerksamkeit, die jeder Mensch für den anderen empfand – das, was einem in der Benommenheit des Schlafes verriet, dass soeben jemand das Zimmer betreten hatte. Bei Vascher war dieser Sinn um das Fünzigfache verstärkt gewesen.

Und nun war er verschwunden. Aufgesaugt von dem Mantel und der Strohgestalt, denen er Kraft verliehen hatte.

Der Mantel zuckte. Vascher beugte sich zu ihm herunter. »Beschütze mich«, befahl er, und der Mantel wurde reglos. Vascher stand auf und zog ihn wieder an.

Die Strohpuppe kehrte zum vergitterten Fenster zurück. Sie trug einen großen Schlüsselring mit sich. Die Strohfüße der Gestalt waren rot gefleckt. Die Scharlachfarbe des Blutes erschien Vascher nun sehr matt.

Er ergriff die Schlüssel. »Danke«, sagte er. Er bedankte sich

immer bei ihnen. Er wusste nicht warum, vor allem in Anbetracht dessen, was er als Nächstes tat. »Dein Hauch zu meinem«, befahl er und berührte die Strohfigur an der Brust. Sofort fiel sie von den Gitterstäben herunter – das Leben war ihr ausgesaugt worden –, und Vascher hatte seinen Hauch zurück erhalten. Das vertraute Gefühl der Achtsamkeit kehrte zurück – es war das Wissen der Verbundenheit und des *Eingefügtseins*. Er hatte den Hauch nur deshalb zurücknehmen können, weil er die Kreatur selbst erweckt hatte – Erweckungen dieser Art waren nur selten von langer Dauer. Er benutzte seinen Hauch wie eine Reserve; er teilte ihn aus und holte ihn wieder zurück.

Im Vergleich zu dem, was er früher besessen hatte, waren fünfundzwanzig Hauche eine lächerlich geringe Anzahl. Doch verglichen mit nichts schien es unendlich viel zu sein. Er zitterte vor Befriedigung.

Die Schreie aus dem Wachzimmer erstarben allmählich. Es wurde still im Verlies. Er musste in Bewegung bleiben.

Vascher griff zwischen den Stäben hindurch und benutzte die Schlüssel, um seine Zelle aufzusperren. Er drückte gegen die massive Tür, eilte hinaus in den Raum und ließ die Strohfigur unbeachtet hinter ihm auf dem Boden liegen. Er ging nicht zum Wächterzimmer – und dem Ausgang dahinter –, sondern wandte sich nach Süden und drang tiefer in den Kerker ein.

Das war der unsicherste Teil seines Plans. Es war leicht gewesen, eine Taverne zu finden, in der die Priester der Schillernden Färbungen verkehrten. Genauso leicht war es gewesen, dort eine Schlägerei vom Zaun zu brechen und einige der Priester niederzuschlagen. In Hallandren wurden die Vertreter der Religion sehr ernst genommen, und daher hatte sich Vascher nicht die übliche Haftstrafe in einem örtlichen Gefängnis eingehandelt, sondern eine Reise in die Kerker des Gottkönigs.

Da er wusste, welche Art von Männern diese Kerker bewachten, war er davon ausgegangen, dass sie versuchen würden, sein Schwert Nachtblut blankzuziehen. Das hatte ihm die Ab-

lenkung verschafft, die er benötigt hatte, um an die Schlüssel zu gelangen.

Doch nun kam der unvorhersehbare Teil.

Vascher blieb stehen; sein erweckter Mantel raschelte. Schnell hatte er die Zelle gefunden, die er suchte, denn um sie herum hatte sich ein großer Fleck ausgebreitet, aus dem alle Farbe gewichen war. Wände und Türen zeigten dort ein mattes Grau. Das war der rechte Ort, um einen Erwecker gefangen zu halten, denn das Fehlen aller Farben bedeutete die Unmöglichkeit jeglicher Erweckung. Vascher trat an die Tür heran und schaute durch die Gitterstäbe. Drinnen hing ein nackter, an den Armen angeketteter Mann von der Decke herunter. Seine Farben leuchteten grell in Vaschers Augen: die Haut ein reines Hellbraun, seine Blutergüsse grelle Flecken von Blau und Violett.

Der Mann war geknebelt. Eine weitere Vorsichtsmaßnahme. Zur Erweckung wurden drei Dinge benötigt: ein Hauch, Farbe und ein Befehl. Manche nannten es die Schwingungen und die Färbungen. Es waren die Schillernden Töne, die Beziehung zwischen Farbe und Klang. Der Erwecker musste einen klaren und deutlichen Befehl in seiner Muttersprache äußern. Jedes Stottern und jede falsche Betonung machte das Erwecken unwirksam; zwar würde dann der Hauch ausgesaugt werden, aber der Gegenstand war zu keinerlei Handlung imstande.

Vascher benutzte den Schlüsselring, um die Zellentür aufzusperren, und trat nach drinnen. Die Aura dieses Mannes machte alle Farben, die nahe an ihn herankamen, erheblich heller. Eine so starke Aura konnte jeder bemerken, auch wenn es für jemanden, der die Erste Erhebung erreicht hatte, viel leichter war.

Es war nicht die stärkste biochromatische Aura, die Vascher je gesehen hatte – diese besaßen die Zurückgekehrten, die hier in Hallandren als Götter verehrt wurden. Dennoch war das Biochroma des Gefangenen sehr beeindruckend und viel, viel stärker als Vaschers eigenes. Der Gefangene hatte noch ungeheuer viele Hauche in sich. Hunderte und Aberhunderte.

Der Mann schwang an seinen Fesseln herum und betrachtete Vascher. Der Wassermangel hatte seine Lippen blutig aufgerissen. Vascher hielt nur kurz inne, hob dann die Hand und zog dem Gefangenen den Knebel aus dem Mund.

»Du«, flüsterte der Eingekerkerte und hustete dabei leise. »Bist du hier, um mich zu befreien?«

»Nein, Vahr«, sagte Vascher gelassen. »ich bin hier, um dich zu töten.«

Vahr schnaubte verächtlich. Die Gefangenschaft hatte ihm schwer zugesetzt. Als Vascher ihn zuletzt gesehen hatte, war Vahr recht stämmig gewesen. Seinem inzwischen ausgemergelten Körper nach zu urteilen, war er schon seit einiger Zeit ohne Nahrung. Die Schnitte, Prellungen und Brandmale auf seiner Haut waren frisch.

Sowohl die Folter als auch der gehetzte Blick in Vahrs geschwollenen Augen bezeugten eine tiefe Wahrheit. Ein Hauch konnte nur durch freiwilligen, absichtlichen Befehl übertragen werden. Doch es gab gewisse Möglichkeiten, einen Mann zu einem solchen Befehl anzuspornen.

»Also richtest du mich genauso wie jeder andere auch«, krächzte Vahr.

»Mir geht es nicht um deine fehlgeschlagene Rebellion. Ich will nur deine Hauche haben.«

»Du und der ganze Hof von Hallandren.«

»Ja. Aber du wirst sie keinem der Zurückgekehrten geben. Du wirst sie mir übertragen. Im Austausch für deine Tötung.«

»Das scheint mir nicht gerade ein gutes Geschäft zu sein.« In Vahr steckte eine Härte – eine Gefühllosigkeit –, die Vascher nicht bemerkt hatte, als sie sich vor vielen Jahren zum letzten Mal begegnet waren.

Seltsam, dachte Vascher, dass ich nach all der Zeit etwas an dem Mann finde, womit ich mich identifizieren kann.

Vascher hielt vorsichtig Abstand zu Vahr. Nun, da der Mann reden konnte, konnte er auch den Dingen gebieten. Doch er berührte nichts außer den Metallketten, und Metall war nur

sehr schwer zu erwecken. Es war nie lebendig gewesen und weit von der äußeren Gestalt eines Menschen entfernt. Selbst als sich Vascher auf der Höhe seiner Macht befunden hatte, war es ihm nur sehr selten möglich gewesen, Metall zu erwecken. Natürlich waren einige außerordentlich mächtige Erwecker in der Lage, auch Gegenstände lebendig zu machen, die sie nicht berührten, sondern nur mit dem Klang ihrer Stimme belegten. Doch dazu war die Neunte Erhebung nötig. Sogar Vahr hatte nicht so viele Hauche in sich. Vascher kannte nur eine Person, die dazu in der Lage war: Der Gottkönig persönlich.

Das bedeutete, dass Vascher vermutlich nichts zustoßen konnte. Vahr besaß einen großen Vorrat an Hauch, aber nichts, das er erwecken konnte. Vascher ging um den angeketteten Mann herum und empfand es als sehr schwierig, ihm so etwas wie Mitgefühl zu zeigen. Vahr hatte sein Schicksal verdient. Doch die Priester würden ihn nicht sterben lassen, solange er noch so viel Hauch in sich trug, denn dieser Schatz würde verloren sein, wenn Vahr starb. Verschwunden. Auf immer.

Nicht einmal die Regierung von Hallandren – die so strenge Gesetze über den Kauf und die Veräußerung von Hauch erlassen hatte – konnte sich einen solchen Schatz durch die Finger schlüpfen lassen. Sie gierte so sehr danach, dass sie dafür sogar die Hinrichtung eines derart berüchtigten Verbrechers wie Vahr aufschob. Im Nachhinein würden sich die Regierungsmitglieder vorwerfen, ihn nicht besser bewacht zu haben.

Doch schließlich hatte Vascher zwei Jahre auf eine solche Gelegenheit gewartet.

»Also?«, fragte Vahr.

»Gib mir deinen Hauch, Vahr«, sagte Vascher und trat vor.

Vahr schnaubte noch einmal. »Ich bezweifle, dass du genauso geschickt wie die Folterer des Gottkönigs bist, Vascher – und denen widerstehe ich jetzt schon seit zwei Wochen.«

»Du wärest überrascht. Aber das spielt hier keine Rolle. Du wirst mir deinen Hauch geben. Du weißt, dass du nur zwei

Möglichkeiten hast. Entweder gibst du ihn mir, oder du gibst ihn den anderen.«

Vahr hing mit den Handgelenken in den Ketten und drehte sich langsam. Schweigend.

»Du hast nicht viel Zeit zum Nachdenken«, sagte Vascher. »Bald wird jemand herausfinden, dass die Wachen draußen tot sind. Dann wird man Alarm schlagen. Ich werde dich hier zurücklassen, du wirst wieder gefoltert werden und irgendwann deinen Widerstand aufgeben. Dann wird all die Macht, die du gesammelt hast, auf die Leute übergehen, die du unbedingt vernichten wolltest.«

Vahr starrte den Boden an. Vascher ließ ihn noch einige Augenblicke hängen und erkannte, dass ihm seine Lage durchaus bewusst war. Dann hob Vahr den Blick und sah Vascher an. »Das Ding, das du mit dir herumträgst ... Ist es hier? Hier in der Stadt?«

Vascher nickte.

»Die Schreie, die ich vorhin gehört habe ... Hat es sie verursacht?«

Vascher nickte abermals.

»Wie lange wirst du in T^rTelir bleiben?«

»Einige Zeit. Ein Jahr vielleicht.«

»Wirst du es gegen sie einsetzen?«

»Meine Absichten gehen nur mich allein etwas an, Vahr. Kommen wir ins Geschäft? Ein rascher Tod für deine Hauche. Das verspreche ich dir. Deine Feinde werden sie *nicht* bekommen.«

Vahr wurde still. Schließlich flüsterte er: »Sie gehören dir.«

Vascher streckte den Arm aus und legte die Hand auf Vahrs Stirn. Er achtete sorgsam darauf, dass kein Teil seiner Kleidung die Haut des Mannes berührte, damit Vahr daraus keine Farbe zum Erwecken ziehen konnte.

Vahr bewegte sich nicht. Er wirkte benommen. Doch dann, als Vascher schon befürchtet hatte, der Gefangene könnte es sich anders überlegt haben, hauchte Vahr aus. Alle Farbe wich

von ihm. Das wunderschöne Schillern, die Aura, die ihm trotz seiner Wunden und der Ketten eine so große Majestät verliehen hatte, floss aus seinem Mund, hing in der Luft und schimmerte wie Nebel. Vascher sog sie in sich ein und schloss dabei die Augen.

»Mein Leben zu deinem«, gebot Vahr mit einer Spur von Verzweiflung in der Stimme. »Mein Hauch werde zu deinem.«

Der Hauch strömte in Vascher, und alles erzitterte. Sein brauner Mantel schien nun von einer tiefen und vollen Farbe zu sein. Das Blut auf dem Boden war grellrot, als ob es in Flammen stünde. Sogar Vahrs Haut stellte nun ein Meisterwerk der Farben dar; ihre Oberfläche war durch tiefschwarze Haare, blaue Blutergüsse und leuchtend rote Schnitte gezeichnet. Es war viele Jahre her, seit Vascher sich zum letzten Mal so ... *lebendig* gefühlt hatte.

Er keuchte, fiel auf die Knie, als es ihn überwältigte, und musste sich mit der einen Hand auf dem Steinboden abstützen, damit er nicht vornüberkippte. *Wie habe ich nur ohne das leben können?*

Er wusste, dass seine Sinne nicht wirklich schärfer geworden waren, doch er fühlte sich so viel wacher und reger. Er bemerkte die Schönheit der Gefühle. Als er den Steinboden berührte, wunderte er sich über dessen Rauheit. Und der Wind, der durch das schmale Kerkerfenster hoch droben blies – war er schon immer so melodisch gewesen? Wieso war Vascher das bisher entgangen?

»Halte deinen Teil des Abkommens ein«, sagte Vahr. Vascher bemerkte die Färbungen in seiner Stimme, die Schönheit jeder einzelnen davon. Wie nahe waren sie an der vollkommenen Harmonie! Vascher hatte das absolute Gehör erlangt. Das war eine Gabe, die jeder erhielt, wenn er die Zweite Erhebung erreicht hatte. Es war gut, sie wieder zu besitzen.

Natürlich hätte sich Vascher sofort zur Fünften Erhebung aufschwingen können, wenn er es gewünscht hätte. Doch das würde gewisse Opfer erfordern, die er nicht bringen wollte. Da-

her zwang er sich, es auf die altmodische Art zu tun, indem er Hauche von Menschen wie Vahr sammelte.

Vascher richtete sich auf und zog den farblosen Schal hervor, den er vorhin benutzt hatte. Er warf ihn über Vahrs Schulter und hauchte.

Er machte sich nicht die Mühe, dem Schal einen menschlichen Umriss zu geben, und er brauchte weder ein Haar noch einen Hautfetzen von sich, um einen Konzentrationspunkt zu schaffen – allerdings musste er die Farbe aus seinem Hemd ziehen.

Vascher blickte in Vahrs ergebene Augen.

»Erdrossele alles«, gebot Vascher und berührte den zitternden Schal mit den Fingern.

Sofort wand er sich, zuckte und sog eine große, jetzt aber unbedeutende Zahl von Hauchen aus Vascher. Rasch legte sich der Schal um Vahrs Hals, zog sich zusammen und erstickte ihn. Vahr kämpfte nicht, keuchte nicht, sondern beobachtete Vascher mit hasserfülltem Blick, bis ihm die Augen aus den Höhlen quollen und er starb.

Hass. Zu seiner Zeit hatte Vascher genug davon erfahren. Still streckte er den Arm aus, holte die Hauche aus dem Schal zurück und ließ Vahr in seiner Zelle baumelnd zurück. Leise lief Vascher durch das Gefängnis und wunderte sich über die Farbe der Hölzer und Steine. Nach einigen Augenblicken bemerkte er eine neue Farbe in dem Korridor. Rot.

Er schritt um eine Blutpfütze herum, die sich langsam den leicht geneigten Kerkerboden hinabbewegte, und betrat den Wächterraum. Die drei Wachen waren tot. Einer von ihnen saß auf einem Stuhl. Nachtblut, das größtenteils noch in seiner Scheide steckte, hatte sich durch die Brust des Mannes gebohrt. Über der silbernen Scheide war etwa ein Zoll der schwarzen Klinge sichtbar.

Vorsichtig schob Vascher die Waffe wieder ganz in die Scheide zurück. Dann sicherte er den Verschluss.

Heute war ich sehr gut, sagte eine Stimme in seinem Kopf.

Vascher gab dem Schwert keine Antwort.

Ich habe sie alle getötet, fuhr Nachtblut fort. Bist du nicht stolz auf mich?

Vascher nahm die Waffe an sich. Er war an ihr ungewöhnlich hohes Gewicht gewöhnt und trug sie mit nur einer Hand. Er holte seinen Reisesack und warf ihn sich über die Schulter.

Ich wusste, dass es dich beeindruckt, sagte Nachtblut und klang dabei sehr zufrieden.

Kapitel 1

Es hatte große Vorteile, unwichtig zu sein.

Nach den Maßstäben der meisten Menschen war Siri hingegen keineswegs »unwichtig«. Schließlich war sie die Tochter eines Königs. Doch glücklicherweise hatte ihr Vater vier lebende Kinder, und die siebzehnjährige Siri war die jüngste von ihnen. Fafen, die nächstältere Tochter, hatte die Familienpflicht erfüllt und war ins Kloster gegangen. Der Erstgeborene und einzige Sohn, Ridger, würde einmal den Thron erben.

Und dann war da noch Vivenna. Siri seufzte, während sie zurück zur Stadt ging. Vivenna, die Erstgeborene, war ... nun ja, sie war halt einfach Vivenna. Wunderschön, selbstsicher, vollkommen in fast jeder Hinsicht. Das war auch gut so, wenn man bedachte, dass sie mit einem Gott verlobt war. Siri hingegen war als viertgeborenes Kind überflüssig. Vivenna und Ridger konzentrierten sich ganz auf ihre Studien; Fafen arbeitete für ihr Kloster auf den Feldern und in den Häusern. Doch Siri machte es nichts aus, so unbedeutend zu sein. Wenigstens konnte sie stundenlang in der Wildnis verschwinden.

Natürlich würde es irgendwann bemerkt werden, und dann steckte sie in Schwierigkeiten. Doch selbst ihr Vater musste zugeben, dass ihr Verschwinden keine großen Unannehmlichkeiten verursachte. Die Stadt kam prächtig ohne Siri aus – es war sogar besser, wenn die jüngste Königstochter nicht da war.

Bedeutungslosigkeit. Für viele andere wäre das vermutlich eine Beleidigung gewesen. Für Siri aber war es ein Segen.

Lächelnd betrat sie die Stadt. Dabei zog sie unweigerlich die Blicke auf sich. Zwar war Bevalis die Hauptstadt von Idris, aber sie war nicht sonderlich groß, und jedermann hier kannte Siri. Den Geschichten zufolge, die Siri von durchziehenden Land-

streichern gehört hatte, war ihre Heimatstadt im Vergleich zu den gewaltigen Großstädten anderer Nationen kaum mehr als ein Dorf.

Doch ihr gefiel der Ort so, wie er war: mit seinen schlammigen Straßen, den reetgedeckten Dächern und den langweiligen, aber tragfähigen Steinmauern. Frauen jagten entlaufenen Gänsen nach, Männer zogen Esel hinter sich her, die schwer mit Frühlingssaaten beladen waren, und Kinder führten Schafe auf die Weiden. Eine Großstadt in Xaka, Hudres oder sogar in Hallandren hatte sicherlich exotischere Anblicke zu bieten, aber dafür würde sie mit gesichtslosen, schreienden und rüpelhaften Menschenmassen sowie mit hochfahrenden Adligen bevölkert sein. Das war ganz und gar nicht nach Siris Geschmack; ihr war sogar Bevalis manchmal etwas zu geschäftig.

Aber ich wette, dass diese Städte mehr Farben haben, dachte sie, als sie an ihrem schlichten grauen Kleid herunterschaute. *Das ist etwas, das ich gern einmal sehen würde.*

Dort würden ihre Haare nicht so sehr auffallen. Wie üblich waren die Locken blond vor Freude geworden, während Siri draußen auf den Feldern gewesen war. Sie konzentrierte sich und versuchte, ihr Haar wieder zu zügeln, aber es gelang ihr nur, die Farbe zu einem stumpfen Braun zu dämpfen. Sobald sie nicht mehr all ihre Gedanken darauf richtete, wurde das Haar wieder so, wie es vorhin gewesen war. Sie war nie sehr gut darin gewesen, es unter ihre Herrschaft zu bringen. Nicht so wie Vivenna.

Als sie weiter durch die Stadt ging, folgte ihr bald eine Schar kleiner Gestalten. Sie lächelte und tat so, als würde sie die Kinder nicht bemerken, bis eines von ihnen tapfer genug war, herbeizurennen und an ihrem Kleid zu zupfen. Dann drehte sie sich um und lächelte. Die Kleinen betrachteten Siri mit ernsten Gesichtern. Die Kinder von Idris hatten bereits in diesem Alter gelernt, beschämende Gefühlsausbrüche zu vermeiden. Austres Lehren besagten, dass an Gefühlen nichts falsch war,

doch es gezielte sich nicht, durch sie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Siri war nie sehr fromm gewesen. Ihrer Meinung nach war es nicht ihr Fehler, wenn Austre sie mit der eindeutigen Unfähigkeit zum Gehorchen ausgestattet hatte. Die Kleinen warteten geduldig, bis Siri in ihre Schürze griff und einen Bund bunter Blumen hervorholte. Die Kinder rissen die Augen auf und starrten die leuchtenden Farben an. Drei der Blumen waren blau, eine war gelb.

Die Blumen hoben sich deutlich von der vorsätzlichen Eintönigkeit des Ortes ab. Abgesehen von der Haut und den Augen der Bewohner war nirgendwo ein Farbtupfer zu sehen. Die Wände waren gekalkt, die Kleider grau oder braun eingefärbt. Es wurde alles unternommen, um Farben fernzuhalten.

Denn ohne Farben gab es keine Erwecker.

Das Mädchen, das an Siris Kleid gezupft hatte, nahm die Blumen entgegen und schoss mit ihnen davon; die anderen Kinder folgten ihm. Siri bemerkte missbilligende Blicke in den Augen einiger vorbeigehender Einwohner. Aber keiner von ihnen bot ihr die Stirn. Es war von Vorteil, eine Prinzessin zu sein – wenn auch nur eine unwichtige.

Sie ging weiter auf den Palast zu. Bei ihm handelte es sich um ein niedriges, einstöckiges Gebäude mit einem großen Vorhof aus gestampfter Erde. Siri machte einen Bogen um die Menge der miteinander streitenden Leute vor dem Vordertor und begab sich zum Kücheneingang an der Hinterseite. Mab, die Herrin der Küche, stellte das Singen ein, als die Tür geöffnet wurde, und erkannte Siri.

»Euer Vater hat nach Euch gesucht, mein Kind«, sagte Mab, drehte sich um und summte ein Lied, während sie einen Zwiebelhaufen in Angriff nahm.

»Das kann ich mir vorstellen.« Siri kam herbei und steckte die Nase in den Topf, aus dem der sanfte Duft kochender Kartoffeln aufstieg.

»Seid Ihr wieder in den Bergen gewesen? Ich wette, Ihr habt den Unterricht geschwänzt.«

Siri lächelte, zog eine weitere der hellgelben Blumen hervor und drehte sie zwischen zwei Fingern hin und her.

Mab rollte mit den Augen. »Und vermutlich habt Ihr wieder einmal die Stadtjugend verdorben. Ehrlich, Mädchen, in Eurem Alter solltet Ihr über diese Dinge hinaus sein. Euer Vater wird ein ernstes Wörtchen mit Euch reden, weil Ihr vor Eurer Verantwortung davonlauft.«

»Ich mag Wörtchen«, sagte Siri. »Und ich lerne immer ein paar neue, wenn Vater wütend ist. Ich sollte doch meine Erziehung nicht vernachlässigen, oder?«

Mab schnaubte und spickte die Zwiebeln mit gewürfelten Gurkenstückchen.

»Ehrlich, Mab«, sagte Siri, während sie weiterhin die Blume zwischen den Fingern hielt und spürte, wie ihre Haare einen roten Schimmer annahmen, »ich verstehe nicht, warum das so schlimm sein sollte. Austre hat die Blumen erschaffen, richtig? Er hat ihnen Farben gegeben, also können sie nicht böse sein. Um Himmels willen, wir nennen ihn doch den Gott der Farben!«

»Blumen sind nicht böse«, sagte Mab und gab ihrem Eintopf etwas hinzu, das wie Gras aussah, »vorausgesetzt, wir lassen sie da, wo Austre sie hingestellt hat. Wir sollten nicht Austres Schönheit missbrauchen, damit wir selbst wichtiger wirken, als wir eigentlich sind.«

»Eine Blume macht mich nicht wichtiger.«

»Ach nein?«, fragte Mab und kippte das Gras, die Gurken und Zwiebeln in einen ihrer kochenden Töpfe. Sie schlug mit der flachen Seite ihres Messers gegen die Topfwand, lauschte, nickte und fischte unter dem Tisch nach weiterem Gemüse. »Glaubt Ihr wirklich«, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, »dass Ihr nicht die Aufmerksamkeit auf Euch gelenkt habt, als Ihr mit einer solchen Blume durch die Stadt spaziert seid?«

»Das liegt nur daran, dass die Stadt so eintönig ist. Wenn es

hier etwas mehr Farbe gäbe, dann würde eine Blume gar nicht auffallen.«

Mab richtete sich wieder auf und wuchtete eine Kiste mit verschiedenen Knollen hoch. »Sollen wir diesen Ort etwa wie in Hallandren schmücken? Vielleicht sollten wir alle Erwecker zu uns einladen? Wie würde Euch das gefallen? Wenn irgendein Teufel den Kindern die Seele aussaugt und die Einwohner mit ihren eigenen Kleidungsstücken erwürgt? Wenn er die Männer aus dem Grab zurückholt und ihre toten Körper als billige Arbeitskräfte missbraucht? Wenn er die Frauen auf seinen unheimlichen Altären opfert?«

Siri spürte, wie ihr Haar vor Angst etwas heller wurde. *Hör auf damit!*, dachte sie. Das Haar schien einen eigenen Willen zu haben und auf Bauchgefühle zu reagieren.

»Die Opferung von Jungfrauen ist nur eine Legende«, wandte Siri ein. »Das tun sie nicht in Wirklichkeit.«

»Legenden entstehen immer aus einem bestimmten Grund.«

»Ja, aber sie kommen von alten Weibern, die im Winter um den Kamin herumsitzen. Ich glaube nicht, dass wir so große Angst haben müssen. Die Hallandrener sollen doch tun, was sie wollen. Mir ist das egal, solange sie uns in Ruhe lassen.«

Mab hackte die Knollen klein und schaute dabei nicht auf.

»Wir haben doch das Abkommen, Mab«, fuhr Siri fort. »Vater und Vivenna sorgen dafür, dass wir in Sicherheit sind und bleiben, und deshalb werden uns die Hallandrener nichts tun.«

»Und was ist, wenn sie es doch tun?«

»Das wird nicht passieren. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Sie haben die besseren Armeen«, meinte Mab, während sie weiterhackte. Noch immer hielt sie den Blick gesenkt. »Und besseren Stahl und mehr zu essen und diese ... diese *Dinger*. Das macht den Menschen Angst. *Dir* vielleicht nicht, aber den Vernünftigen schon.«

Die Worte der Köchin konnte Siri nicht einfach abtun. Mab besaß über ihren Instinkt für Gewürze und Brühen hinaus eine

große Weisheit. Aber sie neigte auch dazu, sich andauernd zu sorgen. »Du machst dir Gedanken über nichts, Mab. Du wirst schon sehen.«

»Ich sage nur, dass es eine schlechte Zeit für eine Prinzessin ist, mit Blumen in der Hand herumzulaufen, sich von der Masse abzuheben und damit Austres Missfallen zu erregen.«

Siri seufzte. »Also gut«, sagte sie und warf die letzte Blume in den Topf. »Jetzt heben wir uns alle von der Masse ab.«

Mab erstarrte, rollte mit den Augen und hackte eine Wurzel klein. »Ich nehme an, das war eine Vanavelblume?«

»Natürlich«, antwortete Siri und schnupperte an dem brodelnden Topf. »Ich würde doch keinen guten Eintopf verderben. Ich behaupte immer noch, dass du übertreibst.«

Mab sog scharf die Luft ein. »Hier«, sagte sie und holte ein weiteres Messer hervor. »Macht Euch nützlich. Es müssen noch viele Wurzeln gehackt werden.«

»Sollte ich nicht bei meinem Vater vorsprechen?«, fragte Siri, ergriff eine krumme Vanavelwurzel und machte sich daran, sie zu zerkleinern.

»Er würde Euch nur hierher zurückschicken, damit Ihr zur Strafe in der Küche arbeitet«, meinte Mab und schlug wieder mit ihrem Messer gegen den Topf. Sie glaubte fest daran, dass sie am Klang des Topfes hören konnte, wann ein Gericht fertig war.

»Austre möge mir helfen, wenn Vater je erfährt, dass es mir hier unten gefällt.«

»Ihr mögt einfach nur die Nähe zum Essen«, sagte Mab, während sie Siris Blume aus dem Topf fischte und beiseitewarf. »Wie dem auch sei, Ihr könnt gar nicht zu ihm gehen. Er bespricht sich gerade mit Yarda.«

Siri reagierte nicht auf diese Worte; sie hackte einfach weiter. Aber ihr Haar wurde blond vor Aufregung. *Vaters Besprechungen mit Yarda dauern für gewöhnlich viele Stunden, dachte sie. Da hat es keinen Sinn, einfach herumzusitzen und darauf zu warten, dass er fertig wird ...*

Mab drehte sich um und stellte etwas vom Tisch. Als sie sich wieder den Töpfen zuwandte, war Siri bereits durch die Tür geschossen und auf dem Weg zu den königlichen Stallungen. Nur wenige Minuten später galoppierte sie fort vom Palast, wobei sie ihren braunen Lieblingsmantel trug und eine beglückende Erregung verspürte, die ihre Haare tiefblond färbte. Ein netter, schneller Ritt war die beste Art, den Tag abzurunden.

Schließlich würde sie so oder so bestraft werden.

Dedelin, der König von Idris, legte den Brief auf den Tisch. Er hatte die Zeilen nun lange genug angestarrt. Es war Zeit für die Entscheidung, ob er seine älteste Tochter in den Tod schicken sollte oder nicht.

Obwohl es allmählich Frühling wurde, war es kalt in seinem Zimmer. Wärme war etwas Seltenes im Hochland von Idris; sie war begehrt und wurde genossen, aber sie blieb jeden Sommer nur kurz. Das Zimmer war karg eingerichtet. In der Einfachheit lag große Schönheit. Sogar ein König besaß nicht das Recht, seine Überheblichkeit durch Prunk zur Schau zu stellen.

Dedelin erhob sich und schaute durch das Fenster auf den Hof. Gemessen an den Normen der Welt war der Palast klein – nur ein Stockwerk hoch, mit einem hölzernen Spitzdach und gedrungenen Steinmauern. Aber für Idris wirkte er groß und beinahe überladen. Das war verzeihlich, denn der Palast diente auch als Versammlungshalle und Kommandozentrale für das gesamte Königreich.

Der König beobachtete Yarda aus den Augenwinkeln heraus. Der stämmige Mann stand wartend da und hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt; sein dichter Bart war zu drei Zöpfen geflochten. Er war die einzige andere Person im Raum.

Dedelin warf noch einmal einen Blick auf den Brief. Das Papier war hellrosa, und diese aufdringliche Farbe hob sich von seinem Schreibtisch ab wie ein Blutstropfen im Schnee. Hellrosa war eine Farbe, die in Idris nie zu sehen war. In Halland-

ren jedoch – dem Zentrum der Färbereien – waren solche geschmacklosen Tönungen alltäglich.

»Also, alter Freund«, meinte Dedelin, »hast du einen Rat für mich?«

General Yarda schüttelte den Kopf. »Es wird Krieg geben, Euer Majestät. Ich spüre es im Wind und lese es in den Berichten unserer Spione. Hallandren betrachtet uns noch immer als Rebellen, und unsere Bergpässe nach Norden sind allzu verlockend. Sie werden uns angreifen.«

»Dann sollte ich sie nicht wegschicken«, sagte Dedelin und schaute wieder aus dem Fenster. Der Hof quoll über vor Leuten in Pelzen und Mänteln, die zum Markt kamen.

»Wir können den Krieg nicht verhindern, Euer Majestät«, sagte Yarda. »Aber ... wir können ihn hinauszögern.«

Dedelin drehte sich um.

Yarda trat einen Schritt vor und sagte leise: »Dies ist keine gute Zeit. Unsere Truppen haben sich noch nicht von den Vendis-Überfällen im letzten Herbst erholt, und im letzten Winter haben die Getreidespeicher gebrannt ...« Yarda schüttelte den Kopf. »Wir können es uns nicht leisten, im kommenden Sommer einen Verteidigungskrieg zu führen. Unser bester Verbündeter gegen die Hallandrener ist der Schnee. Wir dürfen es nicht zulassen, dass sie diesen Kampf zu ihren eigenen Bedingungen führen. Wenn wir das tun, sind wir tot.«

Seine Worte ergaben einen Sinn.

»Euer Majestät«, fuhr Yarda fort, »sie warten nur darauf, dass wir den Vertrag brechen, damit sie einen Grund zum Angriff haben. Wenn wir den ersten Schritt tun, werden sie zuschlagen.«

»Sie werden auch zuschlagen, wenn wir den Vertrag einhalten«, gab Dedelin zu bedenken.

»Ja, aber noch nicht sofort. Vielleicht sogar erst in vielen Monaten. Ihr wisst, wie langsam die Politik in Hallandren arbeitet. Wenn wir den Vertrag einhalten, wird es dort viele Debatten und Streitereien geben. Und wenn die bis zum Einsetzen des

Schnees andauern, haben wir die Zeit herausgeholt, die wir so dringend brauchen.«

Ja, es ergab alles einen Sinn. Einen brutalen, aufrichtigen Sinn. Die ganzen Jahre hindurch hatte Dedelin den hallandrischen Hof hingehalten und zugesehen, wie dieser immer erzürnter und angriffslustiger wurde. Jedes Jahr erhoben sich Stimmen für einen Angriff auf die »rebellischen Idrier«, die droben im Hochland lebten. Jedes Jahr hatte Dedelins Besänftigungspolitik die Armeen ferngehalten. Er hatte gehofft, dass der Rebellenführer Vahr und seine Pahn-Kahl-Abweichler die Aufmerksamkeit von Idris ablenkten, doch Vahr war gefangen genommen und seine sogenannte Armee in alle Winde zerstreut worden. Seine Taten hatten nur dazu geführt, dass Hallandren sich nun noch mehr auf seine Feinde konzentrierte.

Der Friede würde nicht halten. Nicht für Idris und seine wertvollen Handelsrouten. Nicht bei der augenblicklichen Schar von hallandrischen Göttern, die so viel unberechenbarer waren als ihre Vorgänger. Er *wusste* das alles. Doch er wusste auch, dass es dumm war, den Vertrag zu brechen. Wenn man in die Höhle einer Bestie geworfen war, dann reizte man sie nicht auch noch.

Yarda trat neben ihn ans Fenster, schaute hinaus und stützte sich dabei mit dem Ellbogen am Rahmen ab. Er war ein harscher Mann, das Kind harscher Winter. Aber er war auch der beste Mann, den Dedelin je gekannt hatte – am liebsten hätte der König Vivenna mit dem Sohn des Generals verheiratet.

Doch das wäre eine Dummheit gewesen. Dedelin hatte immer gewusst, dass dieser Tag kommen würde. Er selbst hatte den Vertrag formuliert, und dieser sah vor, dass Dedelin seine Tochter dem Gottkönig übergab. Die Hallandrener benötigten eine Tochter aus königlichem Geblüt, weil sie die traditionelle Blutlinie wieder in ihre Monarchie einführen wollten. Das war etwas, wonach sich die verkommenen und aufgeblasenen Völker im Flachland seit langem sehnten, und nur diese besondere Klausel im Vertrag hatte Idris in den letzten zwanzig Jahren immer wieder gerettet.

Der Vertrag war der erste öffentliche Akt in Dedelins Herrschaft gewesen, den er wütend ausgehandelt hatte, nachdem sein Vater einem Attentat zum Opfer gefallen war. Dedelin biss die Zähne zusammen. Wie schnell hatte er sich den Launen seiner Feinde gebeugt! Doch er würde es wieder tun, denn ein Herrscher von Idris tat alles, um sein Volk zu schützen. Das war der große Unterschied zwischen Idris und Hallandren.

»Wenn wir Vivenna wegschicken, Yarda«, sagte Dedelin, »dann schicken wir sie in den Tod.«

»Vielleicht wird man ihr nichts antun«, meinte Yarda schließlich.

»Du weißt, dass das nicht stimmt. Sobald der Krieg ausgebrochen ist, werden sie meine Tochter gegen mich einsetzen. Schließlich reden wir hier von *Hallandren*. Um Austres willen, sie werden die Erwecker in ihre Paläste rufen!«

Yarda erwiderte zunächst nichts darauf. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: »Den letzten Berichten zufolge umfasst ihre Armee inzwischen auch etwa vierzigtausend Leblose.«

O Gott der Farben, dachte Dedelin und betrachtete abermals den Brief. Er war in einfacher Sprache gehalten. Vivannes zweiundzwanzigster Geburtstag war gekommen, und im Vertrag war ausbedungen, dass Dedelin nun nicht länger warten durfte.

»Vivenna wegzuschicken, ist ein armseliger Plan, aber wir haben keinen anderen«, sagte Yarda. »Wenn wir mehr Zeit hätten, könnte ich bestimmt Tedradel auf unsere Seite bringen – dort hasst man Hallandren seit den Vielkriegen. Und vielleicht finde ich einen Weg, wie ich Vahrs auseinandergebrochene Rebellengruppe wieder zusammenschweißen kann. Dann könnten wir mindestens noch ein Jahr Verteidigungsanlagen bauen, Vorräte sammeln und weiterleben.« Yarda drehte sich zu ihm hin. »Wenn wir den Hallandrenern nicht ihre Prinzessin schicken, werden wir die Schuld für den darauf folgenden Krieg zugewiesen bekommen. Wer wird uns schon unterstützen? Man wird wissen wollen, warum wir uns geweigert haben, den Vertrag zu erfüllen, den unser eigener König verfasst hat!«

»Und wenn wir Vivenna zu ihnen schicken, erhält ihre Monarchie dadurch königliches Blut, und ihr Anspruch auf das Hochland wird noch stärker untermauert.«

»Vielleicht«, gab Yarda zu. »Aber was kümmert uns ihr Anspruch, wo wir doch beide wissen, dass sie sowieso angreifen werden? Vielleicht warten sie mit dem Angriff wenigstens, bis ihnen ein Erbe geboren wurde.«

Mehr Zeit. Der General bat andauernd um mehr Zeit. Aber diese Zeit konnten sie sich nur auf Kosten von Dedelins eigener Tochter verschaffen.

Yarda würde nicht zögern, einen Soldaten in den sicheren Tod zu schicken, wenn seine Truppen dadurch mehr Zeit für eine bessere Angriffsposition erhalten, dachte Dedelin. Wir sind hier in Idris. Wie kann ich weniger von meiner Tochter verlangen, als ich von einem Soldaten verlangen würde?

Es war nur so, dass der Gedanke daran, wie Vivenna in den Armen des Gottkönigs liegen und gezwungen sein würde, ihm ein Kind zu gebären ... es machte Dedelins Haare fast weiß vor Sorge. Dieses Kind würde ein totgeborenes Ungeheuer sein, das zum nächsten zurückgekehrten Gott der Hallandrener erhoben wurde.

Es gibt noch einen anderen Weg, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf. Du musst Vivenna nicht dorthin schicken ...

Es klopfte an der Tür. Sowohl er als auch Yarda drehten sich um, und Dedelin rief dem Besucher zu, er möge eintreten. Er hätte wissen müssen, um wen es sich handelte.

Vivenna stand in einem stillen grauen Kleid vor ihm; sie wirkte auf ihn noch immer so jung. Doch sie war das vollkommene Bild einer idrischen Frau: Das Haar trug sie in einem bescheidenen Knoten, und keinerlei Schminke lenkte die Aufmerksamkeit auf ihr Gesicht. Sie war weder furchtsam noch so sanft wie einige der adligen Damen aus den nördlichen Königreichen. Sie war lediglich gleichmütig. Beherrscht, einfach, abgehärtet und fähig. Eine Idrierin halt.

»Du berätst dich hier schon seit mehreren Stunden mit dem

General, Vater«, sagte Vivenna und neigte vor Yarda respektvoll den Kopf. »Die Diener sprechen von einem farbigen Briefumschlag, den der General bei seinem Eintreten in der Hand hatte. Ich glaube, ich weiß, was er enthält.«

Dedelin sah sie an und bedeutete ihr dann mit einer Handbewegung, sie möge sich setzen. Sanft schloss sie die Tür und nahm dann auf einem der Holzstühle an der Wand Platz. Yarda blieb stehen, so wie es den Männern gebührte. Vivenna warf einen raschen Blick hinüber zu dem Brief, der auf dem Schreibtisch lag. Sie war ganz ruhig, ihr Haar war unter Kontrolle und zeigte ein respektvolles Schwarz. Sie war mindestens doppelt so fromm wie Dedelin, und im Gegensatz zu ihrer jüngsten Schwester zog sie nie durch Gefühlsausbrüche die Aufmerksamkeit auf sich.

»Ich nehme an, ich sollte mich auf meine Abreise vorbereiten«, sagte Vivenna und legte die Hände in den Schoß.

Dedelin öffnete den Mund, aber ihm fiel keine Erwiderung ein. Er sah Yarda an, der resigniert den Kopf schüttelte.

»Ich habe mich mein ganzes Leben darauf vorbereitet, Vater«, sagte Vivenna. »Ich bin so weit. Siri wird es allerdings nicht so gut aufnehmen. Sie ist vor einer Stunde losgeritten. Ich sollte die Stadt verlassen, bevor sie zurückkommt. Das wird verhindern, dass sie eine Szene macht.«

»Zu spät«, sagte Yarda und nickte in Richtung des Fensters. Dort draußen stoben die Menschen auf dem Hof auseinander, als eine Gestalt durch das Tor galoppierte. Sie steckte in einem tiefbraunen Umhang, der schon beinahe zu farbenfroh war, und, natürlich, trug sie ihr Haar offen.

Das Haar war blond.

Dedelin spürte, wie Wut und Enttäuschung in ihm aufstiegen. Nur Siri brachte es fertig, dass er die Kontrolle über sich verlor, und wie als ironischen Kontrapunkt zur Quelle seines Ärgers spürte er, dass sich sein eigenes Haar veränderte. Wenn ihn jemand beobachtet hätte, dann wäre ihm aufgefallen, wie einige Locken des Haupthaars von Schwarz zu Rot wechsel-

ten. Das war das Erkennungszeichen der königlichen Familie, die auf dem Höhepunkt der Vielkriege ins Hochland von Idris geflohen war. Andere konnten ihre Gefühle verbergen, doch die königliche Familie zeigte das, was sie empfand, in den Haaren.

Vivenna beobachtete ihn. Sie war makellos wie immer, und ihre Haltung verlieh ihm Kraft, als er sein Haar zwang, wieder schwarz zu werden. Es bedurfte größerer Willensanstrengung, als jeder gewöhnliche Mensch begreifen konnte, um die verätherischen königlichen Locken im Zaum zu halten. Dedelin wusste nicht, wie Vivenna das so gut gelang.

Das arme Mädchen hatte nicht einmal eine richtige Kindheit, dachte er. Von ihrer Geburt an war Vivennas Leben auf dieses besondere Ereignis ausgerichtet gewesen. Sein erstgeborenes Kind; das Mädchen, das stets wie ein Teil von ihm gewesen war. Das Mädchen, das ihn immer stolz gemacht hatte; die Frau, die bereits die Liebe und Achtung ihres ganzen Volkes errungen hatte. Vor seinem geistigen Auge sah er die Königin, zu der sie werden könnte; sie war stärker als er selbst. Sie war jemand, der das Volk durch die dunklen Tage leiten konnte, die vor ihm lagen.

Aber nur, wenn sie lange genug überlebte.

»Ich werde mich für die Reise vorbereiten«, sagte Vivenna und stand auf.

»Nein«, wandte Dedelin ein.

Yarda und Vivenna drehten sich gleichzeitig zu ihm um.

»Vater«, sagte Vivenna, »wenn wir diesen Vertrag brechen, bedeutet das Krieg. Ich bin bereit, mich für mein Volk zu opfern. Das hast du mich gelehrt.«

»Du gehst *nicht*«, sagte Dedelin fest und wandte sich wieder dem Fenster zu. Draußen lachte Siri mit einem der Stallbur-schen. Sogar aus der Ferne hörte Dedelin ihren Heiterkeitsausbruch; ihr Haar war flammend rot geworden.

Guter Gott der Farben, verzeih mir, dachte er. *Welch schreckliche Wahl für einen Vater. Der Vertrag ist eindeutig: Ich bin gezwun-*

gen, den Hallandrenern meine Tochter zu geben, sobald Vivenna das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht hat. Aber der Vertrag schreibt nicht vor, welche Tochter ich ihnen schicken muss.

Wenn er Hallandren nicht eine seiner Töchter schickte, würde ein sofortiger Angriff erfolgen. Wenn er die falsche schickte, würde sie das möglicherweise erzürnen, aber er wusste, dass sie dann nicht angreifen würden. Sie würden warten, bis sie einen Erben hatten. Und das würde Idris mindestens neun weitere Monate verschaffen.

Und ... , dachte er, wenn sie Vivenna gegen mich einsetzen, weiß ich, dass ich klein beigeben werde. Es war beschämend, diese Tatsache vor sich selbst eingestehen zu müssen, aber am Ende gab sie den Ausschlag für die Entscheidung.

Dedelin drehte sich um. »Vivenna, du wirst den Tyrannengott unserer Feinde nicht heiraten. Ich schicke Siri an deiner statt.«

Kapitel 2

Siri saß verblüfft in einer klappernden Kutsche, und mit jedem Stoßen und Schütteln entfernte sich ihr Heimatland weiter von ihr.

Zwei Tage waren vergangen, und sie begriff es noch immer nicht. Das sollte doch Vivennas Aufgabe sein. Jedermann wusste das. Am Tage ihrer Geburt hatte Idris eine große Feier ausgerichtet. Seit dem Tag, an dem sie laufen gelernt hatte, war sie vom König persönlich unterrichtet, in höfischer Lebensweise und Politik ausgebildet worden. Fafen, die zweite Tochter, hatte an diesem Unterricht ebenfalls teilgenommen, falls Vivenna vor dem Tag ihrer Hochzeit sterben sollte. Aber Siri war nie dabei gewesen. Sie war überflüssig. Unwichtig.

Doch das hatte sich jetzt geändert.

Sie schaute aus dem Fenster. Ihr Vater hatte ihr die hübscheste Kutsche des ganzen Königreichs und eine Ehrengarde aus zwanzig Soldaten mitgegeben, die sie sicher nach Süden bringen sollte. Diese Männer sowie ein Diener und mehrere junge Lakaien bildeten die größte Prozession, die Siri je gesehen hatte. Es grenzte beinahe an Prunksucht, was sehr erregend für sie gewesen wäre, wenn diese Prozession sie nicht fort von Idris gebracht hätte.

So sollte es nicht sein, dachte sie. So sollte es ganz und gar nicht sein!

Aber es war so.

Nichts davon ergab einen Sinn. Die Kutsche schaukelte, aber Siri saß einfach nur benommen da. *Sie hätten mir wenigstens zu reiten erlauben sollen, anstatt mir diese Kutsche aufzuzwingen,* dachte sie. Doch leider wäre das nicht die angemessene Weise, in Hallandren einzureisen.

Hallandren.

Sie spürte, wie ihr Haar weiß vor Furcht wurde. Sie wurde nach *Hallandren* geschickt – in ein Königreich, das ihr eigenes Volk mit jedem zweiten Atemzug verfluchte. Sie würde ihren Vater lange Zeit nicht wiedersehen – vielleicht sogar nie mehr. Sie würde nicht mehr mit Vivenna reden, den Lehrern zuhören, von Mab getadelt werden, nie mehr die königlichen Pferde reiten, in der Wildnis nach Blumen Ausschau halten oder in der Küche arbeiten. Sie würde ...

Den Gottkönig heiraten. Den Schrecken von Hallandren; das Ungeheuer, das noch nie einen Atemzug getan hatte. In Hallandren war seine Macht allumfassend. Aus einer reinen Lauerne heraus konnte er eine Hinrichtung befehlen.

Aber ich werde in Sicherheit sein, oder?, dachte sie. Ich werde seine Frau sein.

Seine Frau. Ich werde heiraten.

O Austre, Gott der Farben, dachte sie und fühlte sich krank. Sie zog die Beine an die Brust – ihr Haar war inzwischen so weiß geworden, dass es zu leuchten schien – und legte sich auf den Sitz der Kutsche. Sie wusste nicht, ob das Zittern, das sie empfand, aus ihr selbst oder von der Kutsche kam, die unerbittlich auf ihrem Weg nach Süden voranrollte.

»Ich glaube, du solltest deine Entscheidung noch einmal überdenken, Vater«, sagte Vivenna ruhig, während sie – wie es ihr beigebracht worden war – schicklich mit den Händen im Schoß dasaß.

»Ich habe lange genug darüber nachgedacht«, sagte König Dedelin und machte eine abwehrende Handbewegung. »Meine Entscheidung steht fest.«

»Sie ist für diese Aufgabe nicht geeignet.«

»Sie wird es schaffen«, wandte ihr Vater ein, während er einige Papiere auf seinem Schreibtisch überflog. »Sie muss lediglich ein Kind bekommen. Ich bin mir sicher, dass sie dafür durchaus ›geeignet‹ ist.«

Was ist dann mit meiner Ausbildung?, dachte Vivenna. Wofür musste ich mich zweiundzwanzig Jahre vorbereiten? Was sollte das, wenn es ausschließlich darum ging, einen passenden Unterleib nach Hallandren zu schicken?

Sie hielt ihr Haar schwarz, ihre Stimme ruhig, ihre Miene gelassen. »Siri muss doch außer sich sein«, sagte sie. »Ich glaube nicht, dass sie gefühlsmäßig in der Lage ist, damit umzugehen.«

Ihr Vater schaute auf, und seine Haare wurden ein wenig rot – das Schwarz blutete fort, wie Farbe, die von einer Leinwand lief. Das zeigte ihr seinen Ärger.

Ihre Abreise regt ihn mehr auf, als er zuzugeben bereit ist.

»Es ist zum Besten unseres Volkes«, sagte er und arbeitete offenbar unter großen Anstrengungen daran, sein Haar wieder schwarz werden zu lassen. »Wenn der Krieg ausbricht, braucht Idris dich hier.«

»Und was wird aus Siri, wenn der Krieg ausbricht?«

Ihr Vater dachte nach. »Vielleicht bricht er ja gar nicht aus«, sagte er schließlich.

Austre ..., dachte Vivenna entsetzt. Das glaubt er doch selbst nicht. Er ist überzeugt, dass er sie in den Tod geschickt hat.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte ihr Vater und lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf seine Augen. Sie schauten so ernst drein. »Wie konnte ich die eine der anderen vorziehen? Wie konnte ich Siri in den Tod schicken und dich hier überleben lassen? Ich habe es nicht aufgrund von persönlichen Vorlieben getan, egal was die Leute denken mögen. Ich habe das getan, was für Idris das Beste ist, wenn es zum Krieg kommt.«

Wenn es zum Krieg kommt. Vivenna schaute auf, und ihre Blicke begegneten sich. »Ich sollte den Krieg verhindern, Vater. Ich sollte die Braut des Gottkönigs werden! Ich sollte mit ihm reden, ihn überzeugen. Dafür habe ich Politik, Sitten und Gebräuche des Landes studiert ...«

»Den Krieg verhindern?«, fragte ihr Vater. »Es ist unmöglich, den Krieg zu verhindern. Nur das Versprechen, eine Tochter aus

königlichem Geblüt nach Hallandren zu schicken, hat ihn bisher vereitelt, und indem ich Siri geschickt habe, habe ich uns noch ein wenig Zeit verschafft. Und ... vielleicht habe ich sie sogar in Sicherheit geschickt, selbst wenn der Krieg aufflammt. Vielleicht werden sie ihre Blutlinie so sehr achten, dass sie Siri am Leben lassen – zur Sicherheit, falls der Erbe, den sie austrägt, sterben sollte.« Er wurde kühl. »Ja«, fuhr er fort, »vielleicht ist es nicht Siri, um die wir uns Sorgen machen sollten, sondern ...«

Sondern wir selbst, beendete Vivenna den Satz stumm. Sie war nicht mit der gesamten Kriegsplanung ihres Vaters vertraut, aber sie wusste genug. Der Krieg würde für Idris niemals vorteilhaft ausgehen. In einem Kampf mit Hallandren gab es kaum Aussicht auf einen Sieg. Dieser Kampf würde sich für das Volk von Idris und dessen Lebensweise als katastrophal erweisen.

»Vater, ich ...«

»Bitte, Vivenna«, sagte er leise. »Ich will nicht mehr darüber reden. Geh jetzt. Wir werden uns später unterhalten.«

Später. Je weiter Siri sich von Idris entfernte, desto schwerer war es, sie zurückzuholen. Aber Vivenna stand auf. Sie war gehorsam; dazu war sie erzogen worden. Das war eine der Eigenschaften, die sie seit jeher von ihrer Schwester unterschieden hatte.

Sie verließ das Arbeitszimmer ihres Vaters, schloss die Tür hinter sich, ging durch die hölzernen Palastkorridore und tat so, als würde sie weder die neugierigen Blicke sehen noch das Flüstern hören. Sie begab sich zu ihrem Zimmer – das klein und kahl war –, setzte sich aufs Bett und legte die Hände in den Schoß.

Sie teilte die Einschätzungen ihres Vaters keineswegs. Sie hätte etwas bewirkt. Sie hätte die Braut des Gottkönigs werden sollen. Das hätte ihr Einfluss am Hof verschafft. Jedermann wusste, dass der Gottkönig der Politik seiner Nation sehr fern stand, und deshalb hätte seine Frau sicherlich bei der Vertei-

digung der Interessen ihres eigenen Volkes eine wichtige Rolle spielen können.

Und ihr Vater hatte diese Möglichkeit weggeworfen?

Er muss wirklich glauben, dass nichts mehr die Invasion aufhalten kann. Das machte die Entsendung von Siri bloß zu einem weiteren politischen Manöver, das einen Zeitgewinn bringen sollte. So hatte Idris es schon seit Jahrzehnten gehalten. Aber wenn die Opferung einer königlichen Tochter so wichtig war, dann hätte Vivenna diese Rolle spielen müssen. Es war stets *ihre* Aufgabe gewesen, sich auf die Heirat mit dem Gottkönig vorzubereiten. Nicht die von Siri oder Fafen, sondern die von Vivenna.

Sie war nicht dankbar dafür, dass sie gerettet worden war. Und sie hatte nicht das Gefühl, dass sie Idris besser diente, indem sie in Bevalis blieb. Falls ihr Vater sterben sollte, wäre Yarda gerade in Kriegszeiten viel besser als Vivenna dazu geeignet, das Land zu regieren. Außerdem war Ridger – Vivennas jüngerer Bruder – schon seit Jahren als Thronfolger ausersehen.

Sie war aus keinem vernünftigen Grund verschont worden. In gewisser Weise schien es ihr sogar eine Bestrafung zu sein. Sie hatte zugehört, sich vorbereitet, gelernt und geübt. Alle sagten, dass sie perfekt war. Warum also war sie nicht gut genug, das zu tun, wozu sie ausgebildet worden war?

Darauf fand sie keine passende Antwort. Sie konnte nur da sitzen, die Hände in den Schoß legen, sich ärgern und der unangenehmen Wahrheit ins Gesicht sehen. Ihr Lebenssinn war ihr gestohlen und auf eine andere Person übertragen worden. Jetzt war sie überflüssig. Nutzlos.

Unwichtig.

»Was hat er sich dabei bloß gedacht?«, stieß Siri hervor. Sie hing halb aus dem Fenster der Kutsche, die über die holperige Straße dahinfuhr. Ein junger Soldat marschierte neben dem Gefährt her und wirkte im nachmittäglichen Licht, als sei ihm unbehaglich zumute.



Brandon Sanderson

Sturmklänge

Roman

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-31478-8

Heyne

Erscheinungstermin: September 2013

Wenn Magie unsterblich macht ...

Die Stadt Hallandren ist ein geheimnisvoller, mächtiger Ort. Seine Macht beruht auf den magischen Kräften des Atems und der Farben, und sein Geheimnis sprengt die Grenzen des Todes – denn die gefallenen Helden der Welt kehren in Hallandren als Unsterbliche zurück. Doch eine junge Prinzessin, ein Assassine und einer dieser Unsterblichen machen sich auf, um dieses gefährliche Geheimnis zu ergünden und den wahren Herrscher von Hallandren zu stellen ...